Schweizer Germanisten

Diener deutscher Innerlichkeit

Nicht nur Banker, Industrielle und Politiker sympathisierten mit dem Dritten Reich, auch Professoren buckelten - am schlimmsten die Germanisten.

Der «Völkische Beobachter» erwähnte den prominenten Schweizer Gelehrten, der am 8. Oktober 1937 eines der Eröffnungsreferate auf der Reichstagung der Deutschen Christen in Eisenach hielt, auf der Frontseite. Dass ein angesehener «Neutraler» in seinem Vortrag die «Verbundenheit von staatlich-völkischem und religiös-christlichem Denken» beschwor, war für die Nazis ein Prestige-Erfolg.

Zu Hause rechtfertigte der Zürcher Literaturprofessor Emil Ermatinger (1873-1953), damals 63, seinen Einsatz im Reich als «Verständnisarbeit», und pries Führers fromme Gefolgsleute als «sehr ernst zunehmende religiöse Macht».

Während bürgerliche Schweizer Blätter den Auftritt des Professors als «Entgleisung» kritisierten, erinnerte die linke Presse an seine notorischen Nazi-Sympathien. Im Wintersemester 1934/35 hatte er an der Technischen Hochschule ein Kolleg über «Das Dritte Reich und die Literatur» gehalten und dabei aus Hitlers «Mein Kampf» vorgelesen.

Seinem Renommee tat das keinen Abbruch, denn im Grunde teilten die massgebenden Schweizer Germanisten Ermatingers Haltung, wie Julian Schütt, 33, in der ersten umfassenden Untersuchung über die «Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus» (Untertitel) nachweist. Die Deutschkundler verstanden sich als «Führer und Bildner des geistigen Geschehens» und als Diener deutscher Innerlichkeit.

Bisher hat sich bei der Neubewertung der jüngeren Schweizer Geschichte alles um Geld und Gold, um Handel und Handreichungen gedreht. Nun zeigt Schütt, dass es einen weitgehenden Konsens der bürgerlichen Elite sowohl in der Bewunderung für den Führerstaat, im Antisemitismus und in der Betonung national-patriotischer Werte gab. An der Germanistik, so die «Weltwoche», «wird der Geist und Ungeist fassbar, der ... die Schweiz eben heute wieder in Verruf gebracht hat».

Im Gleichklang mit den Kollegen im Reich disqualifizierten die Schweizer Germanisten die Werke der «Literaten» der Weimarer Republik als «steril», als «marxistische Begriffsklapperei» ohne «Blut und Boden». Robert Faesi (1883-1972), Ermatingers Zürcher Kollege, rechtfertigte noch 1945 die Bücherver-

Ende April 2021 berichteten Schweizer Zeitungen begeistert, dass der Nachlass des Berner Germanistik-Professors Jonas Fränkel (1879-1965) und mehrere Koffer mit Briefen und Manuskripten seines Freundes, des Schweizer Literatur-Nobelpreisträger Carl Spitteler (1845-1924), dem Schweizerische Literaturarchiv übergeben worden seien. Aus diesem Anlass lohnt es sich, nicht nur an die Person des umstrittenen Berner Gelehrten Fränkel zu erinnern, sondern zusätzlich das Umfeld des Schweizer Germanisten- und Literatenmilieus der 1920er- und 1930er-Jahre in den Blick zu nehmen. Die Dissertation von Julian Schütt war 1996 die erste Arbeit, welche aufgrund von Dokumenten, Pressetexten und Gesprächen mit Zeitzeugen die Intrigen und Machtkämpfe in der allzuoft offen nazifreundlichen Schweizer Germanisten-Zunft offenlegte. Im Mai 1997 berichtete das Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL über Schütts Recherchen.

(Eine Version des nebenstehenden Textes erschien am 4. Mai 1997 im Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL.)

Julian Schütt, Germanistik und Politik, Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 1996; Chronos Verlag; 342 Seiten; CHF 44.00/€24.50

Mit Carl Spitteler vertraut: Jonas Fränkels Bibliothek

brennungen der Nazis, weil damals «der Geist ... sein Ansehen, seine Würde, seine Macht verwirkt» habe und «zur Nurliteratur, zu verbrennbarem Papier geworden war». Der Nationalsozialismus habe wenigstens «rücksichtslos die Spreu vom Weizen» getrennt.

Ermatingers Schüler Emil Staiger, der nach dem Krieg mit seiner garantiert politikfreien «Kunst der Interpretation» (Buchtitel) auch in der Bundesrepublik Schule machte, schloss sich 1933 in Zürich für kurze Zeit der faschistischen Nationalen Front an - als «heilsames Gegengewicht gegen sterilen Aesthetizismus», wie er seinem Lehrer Ermatinger schrieb, der die Aufbruchstimmung der Jugend ausdrücklich begrüsste.

Eine selbstverständliche deutschnationale Einstellung einte nach dem Ersten Weltkrieg die deutschsprachigen Philologen. Ein Gelehrter von hoher Reputation wie Fritz Strich (1882-1963) hielt die «deutsche Frage» für das «tiefste und schwerste Problem der Weltgeschichte überhaupt» - zu einer Zeit, als er in seiner Heimat als Jude für einen Germanistik-Lehrstuhl nicht mehr in Frage kam.

1929 ging Strich ins provinzielle Bern und pflegte dort freundschaftlichen Umgang mit dem Mediävisten Helmut de Boor. Der war bekennender Nazi, spitzelte für die deutsche Botschaft und forderte seine an der Uni studierenden Landsleute auf, «als die kleinen Gesandten des Dritten Reiches» zu wirken. Seine Kollegen hinderte das nicht, ihn noch 1944/45 zum Dekan der philosophisch-historischen Fakultät zu wählen.

Die Ausweisung de Boors nach Kriegsende war die Folge parlamentarischen Drucks, nicht ein Akt der Hochschul-Hygiene. Geschadet hat sie seiner Karriere nicht: 1949 erhielt er einen Lehrstuhl an der Freien Universität Berlin.

Über keinen anderen Wissenschafter wurde in der Schweizer Regierung, im Parlament und vor Gericht so oft verhandelt wie über den Berner Extraordinarius Jonas Fränkel.

In einer armen jüdischen Kaufmannsfamilie in Krakau aufgewachsen, war Fränkel schon als Gymnasiast durch Schwerhörigkeit derart behindert, dass er sich den Lehrstoff, auch die deutsche Sprache, selbst aus Büchern beibringen musste. Über Wien kam er 1898 als Student nach Bern und erregte mit gescheiten Publikationen und Arbeiten auf dem schwierigen Feld der Editionstechnik Aufsehen. Carl Spitteler, 1919 Nobelpreisträger und bedeutendster Schweizer Literat des ersten Jahrhundertdrittels (Hauptwerk: «Der Olympische Frühling»), machte den eigenbrötlerischen Philologen zu seinem Vertrauten.[1] Er sollte seine Werke herausgeben, die Biographie schreiben und später seinen Nachlass verwalten.

Doch als Spitteler 1924 starb, stand davon nichts im Testament. Die Familie bestritt jede privilegierte Stellung Fränkels und begann

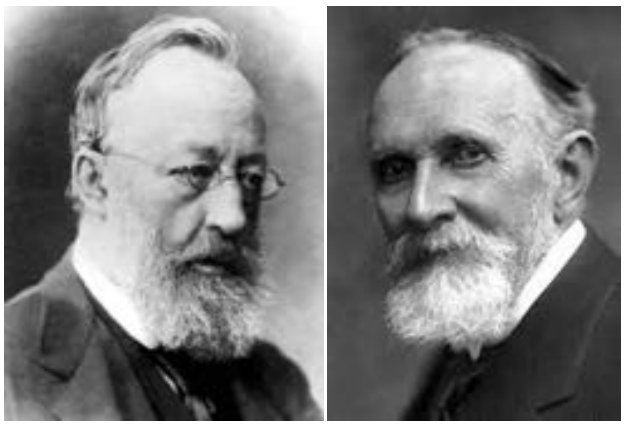
[1] in den Koffern (Bild © Schweizerische Nationalbibliothek) befinden sich die Schriftstücke, die Carl Spitteler Fränkel in anvertraut hatte. Um sie vor dem Zugriff der Behörden bewahren, versteckte er das Gepäck an verschiedenen Orten. https://www.nzz.ch/feuilleton/jonas-fraenkels-sensationeller-nachlass-kommt-ins-literaturarchiv-ld.1613545

mit Hilfe der Bundesbehörden einen jahrelangen Rechtsstreit – schadenfroh unterstützt von den tonangebenden Literatur-Ordinarien und deren publizistischen Claqueuren.

Sie interpretierten die unverblümte Kritik des scharfzüngigen Kollegen schon früh als mangelnden Anpassungswillen und drohten dem «Literaturjuden» und «hergewehten Asiaten» (so der Basler «Samstag») mit Ausweisung: «Wer Wert darauf legt, sich bei uns niederzulassen», belehrte ihn der Genfer Ordinarius Gottfried Bohnenblust (1883-1960), den Fränkel böse verspottet hatte, «wird sich mit den Grundtatsachen unseres Geisteslebens ... abfinden müssen.»

Der Hass steigerte sich ins Groteske, als sich Fränkel 1931, allem Widerstand Ermatingers und anderer nationaler Literaturwarte zum Trotz, den Auftrag für eine eigene Edition der Werke Gottfried Kellers ergatterte. Neben der philologischen Arbeit halste sich der Wissenschafter auch noch die verlegerische Betreuung auf – bis das Projekt seine Kraft überforderte. «Der Emigrant», hiess es nun, «blockiert unsere Nationaldichter.»

Jahrelang diente Fränkel der Schweizer Philologenzunft und vielen Politikern als probater Prügelknabe. Seine Weigerung, sich im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung in die Einheitsfront der bürgerlichen Elite einzuordnen und die autoritäre Staatsführung zu unterstützen, machte ihn praktisch vogelfrei.



Schweizer Dichterfürsten Keller und Spitteler

In der Einleitung zum 14. Band seiner Keller-Edition hatte Fränkel 1936 die Berliner Stadtvogtei des 19. Jahrhunderts als idyllische «Vorläuferin deutscher Konzentrationslager des XX. Jahrhunderts» bezeichnet. Die «unnütze Glosse», befanden Politiker noch 1941, sei ein Beweis für seine «hebräische Bosheit»; seine «unvorsichtigen Bemerkungen» hätten im Reich «böses Blut gemacht»; er habe zu verantworten, dass Kellers Werk in Deutschland «vollständig gesperrt» sei. Fränkel, sonst nie um eine Widerrede verlegen, verschlug es die Sprache: «Wie muss wohl ein Eidgenosse geistig organisiert sein, der schon im Auftauchen des Wortes Konzentrationslager eine Staatsgefahr wittert!»

Als der Krieg überstanden war, blieben die Hitler-Sympathisanten an den Universitäten ebenso obenauf wie die kollaborierenden Unternehmer. Emil Staiger gab im Rückblick auf die Zeit seiner Nazibegeisterung «manche

«Der Emigrant blockiert unsere Nationaldichter»: Fränkel-Gegner Bohnenblust, Faesi, Ermatinger

Irrfahrt» zu, mehr nicht. Über Ermatingers geschäftstüchtige Beteiligung an Nazi-Publikationen wie Reclams monumentaler «Deutscher Literatur in Entwicklungsreihen», die eine «Auswahl des für die nationale Wiedergeburt unseres Volkes wesentlichsten Erbgutes aus der deutschen Dichtung» darstellen sollte, breitete sich der Mantel gnädigen Vergessens. Auch die bereitwillige Teilnahme an Nazi-Veranstaltungen war am Kriegsende kein Thema mehr, ebensowenig die Missachtung von Hilfsgesuchen emigrierter Literaten.

Wohl nicht ganz zufällig entwickelte Emil Staiger in dieser Zeit des Verdrängens und Vergessens seine Methode der «werkimmanenten Interpretation». Sie eröffnete auch den Nazi-Philologen, die sich in der Bundesrepublik schnell wieder auf ihren alten Kathedern installierten, die Möglichkeit, Literaturbetrachtung zu einer Sache reiner Textauslegung zu machen, frei von jedem politischen oder gesellschaftlichen Bekenntnis.

Erst am 17. Dezember 1966, als ihn seine bürgerlichen Freunde mit dem Literaturpreis der Stadt Zürich ehrten, bereitete der Zürcher Schöngeist dem Spuk der angeblich objektiven «Stilkritik» selbst ein überraschendes Ende. Unvermutet verlor der distinguierte Literatur-Lord seine gewohnte Contenance, die alten Vorurteile gegen die «Asphaltliteratur» der Weimarer Zeit wurden wieder lebendig: Die Werke der Gegenwartsliteratur, donnerte er in die Festgemeinde, «wimmeln von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheusslichkeiten grossen Stils und augeklügelten Perfidien».

Max Frisch reagierte sarkastisch: «Endlich darf man wieder sagen, dass es eine entartete Literatur gibt.» Und die «Zürcher Woche» staunte, dass «ein Mann solchen Ranges ... seine eigene Abdankungsrede spricht».

Es war die Abdankung für eine ganze Intelligenzler-Generation – doch keineswegs der Auftakt zur kritischen Bewertung ihrer anstössigen Geschichte. Die Zunft, erfuhr Julian Schütt bei der Arbeit an seiner Dissertation, hält bis heute dicht. «Dass alles so gewesen ist», bestätigten ihm Zeitzeugen «nur hintenherum».

© DER SPIEGEL, Hamburg 1997, und Jürg Bürgi, Basel 2021 (Text).

Illustrationen Seite 1 und Seite 2: Schweiz. Literaturarchiv. Seite 3 oben: Keller, Zentralbibliothek Zürich (Foto: Johannes Ganz); Spitteler, Nobelpreiskomitee 1919 – http://nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/1919/. Seite 3 unten: Scan aus Schütt: Germanistik und Politik, S. 172 (Bohnenblust), Alchetron, https://alchetron.com/Robert-Faesi (Faesi). Ullstein Bild Dtl./Ullstein Bild aus NZZ, 5.10.2020 (Ermatinger).

Abdruck und alle anderen Publikationsformen honorarpflichtig.
http://www.juerg-buergi.ch

Wenn Sie unsere Arbeit fördern wollen, freuen wir uns über jeden Beitrag:
PC-Konto 40-32963-0; Jürg Bürgi, Basel
IBAN CH75 0900 0000 4003 2963-0